

»Wir haben eine Amme für Ihren Sohn gefunden.«

»Sie ist sehr schwarz.«

»Aber ihre Milch ist weiß, wie es sich gehört.«

»Das stimmt. Wird der Junge es schaffen?«

»Ja, das wird er. Er hatte bloß Hunger. Sehen Sie ihn sich an.«

»Herr Doktor«, sagte Señor Morales, »als ich aufgewacht bin, war meine Frau ganz still.«

Und das war das Ende von Señora Morales.

Sie wurde betrauert und beweint, doch die Trauer und die Tränen, die Totenwache und die Beerdigung gingen an Reja vorbei. Für sie hatte Señora Morales nie existiert, und manchmal, wenn der Junge ihr Zeit ließ, dem stummen Ruf der Berge zu lauschen, schien ihr, als wäre er nicht von einer Frau geboren, sondern der Erde entsprungen, so wie sie, die nichts als die Sierra kannte.

Etwas anderes, stärker noch als der Mutterinstinkt, hatte von ihr Besitz ergriffen, und für die nächsten Jahre gab es für Reja nichts auf der Welt außer dem Jungen. Sie stellte sich vor, dass sie ihn am Leben hielt für die Erde, seine Mutter, die ihn nicht hatte nähren können, und so kam es ihr nicht in den Sinn, ihm die Brust zu verweigern, als er seinen ersten Zahn bekam, und auch nicht, als alle anderen Zähne folgten. Sie bat ihn nur: Bitte beiß mich nicht. Ihre Milch war dem Jungen Nahrung, Trost und Wiegenlied. Wenn er weinte, bekam er die Brust, wenn er wütend, laut, eifersüchtig, traurig oder trotzig war, wenn er jammerte oder nicht einschlafen konnte: Immer gab es die Brust.

Sechs Jahre lang hing der kleine Guillermo Morales genussvoll an der Brust seiner Nana Reja. Niemand hatte vergessen, dass der arme Junge beinahe verhungert wäre, und so wagte niemand, ihm etwas zu verweigern. Eines Tages aber statteten die beiden Tanten Benítez dem armen Witwer einen Besuch ab und waren schockiert vom Anblick des Jungen, der – obwohl fast schon ein Schulkind – an der schwarzen Brust der Amme hing, und sie verlangten von Señor Morales, den Jungen zu entwöhnen.

»Es ist ja nicht so, dass er sonst verhungern müsste«, sagte die eine.

»Es ist eine Schande, Alberto, und äußerst ungehörig«, sagte die andere.

Und so nahmen die beiden alten Jungfern Guillermo bei ihrer Abreise mit nach Monterrey. Der Junge sollte eine Weile bei ihnen bleiben, denn das war ihrer Überzeugung nach die einzige Möglichkeit, wie er zur Vernunft kommen und lernen würde, ohne die Brust seiner Nana Reja einzuschlafen.

Reja blieb mit leeren Armen und Brüsten zurück, die so voll waren, dass sie eine tropfende Milchspur hinterließ, wo sie ging und stand.

»Was machen wir bloß mit dir, Reja?«, fragten die anderen Dienstmädchen, die es satt hatten, hinter ihr aufzuwischen. Reja wusste nicht, was sie entgegenen sollte. Sie wusste nur, dass ihr ihr Kleines fehlte.

»Ach, Reja, wenn das so weitergeht, sollte man wenigstens die gute Milch nicht vergeuden.«

Und so brachten sie ihr unterernährte oder verwaiste Babys zum Säugen und Milchfläschchen zum Füllen, denn je mehr sie stillte, desto üppiger floss die Milch. Dann heiratete der Witwer ein zweites Mal, María, die jüngere Schwester seiner verstorbenen Frau, und gemeinsam schenkten sie der Nana zweiundzwanzig weitere Kinder, um sie zu nähren.

In den folgenden Jahren sah man Reja nie ohne ein Kind an der Brust. Ihre besondere Liebe aber galt Guillermo Morales, dem ersten Kind, dem sie als Amme gedient hatte, dem Jungen, der sie aus tiefster Einsamkeit gerettet und ihr eine Aufgabe geschenkt hatte, die sie auf Jahre erfüllen sollte.

Guillermo kehrte bald zurück. In der Zwischenzeit hatte Alberto Morales, des Trubels im Zentrum von Linares überdrüssig, zum allgemeinen Erstaunen beschlossen, das alte Stadthaus im Zentrum zu verlassen und auf die Hazienda La Amistad zu ziehen, die etwa einen Kilometer außerhalb des Ortes lag.

Dort wurde Guillermo erwachsen und gründete bald eine eigene Familie. Nach dem Tod seines Vaters, der nach einem erfüllten Leben an Altersschwäche starb, erbte er zusammen mit der Hazienda auch seine Nana, und als er selbst Kinder bekam, stillte Reja auch diese.

Dass ein Vater an derselben Brust gesäugt worden war wie seine Kinder, war eher befremdlich. Als aber Guillermo vorschlug, doch lieber eine andere Amme zu suchen und Reja in den wohlverdienten Ruhestand zu schicken, wollte seine Frau nichts davon hören: Wer gab bessere Milch als die Nana? Niemand. Also gab Guillermo klein bei und versuchte, nicht weiter darüber nachzudenken und so zu tun, als erinnerte er sich nicht daran, wie lange er selbst an dieser Brust geangen hatte.

Auf der Hazienda war Reja alt geworden und mit ihr Guillermo. Und als er schließlich einer Epidemie zum Opfer fiel, vererbte auch er seinem Sohn Francisco, dem einzigen seiner Kinder, das Ruhr und Gelbfieber überlebt hatte, nach seinem Tod nicht nur die Hazienda, sondern auch die alte Nana Reja samt ihrem Schaukelstuhl.

Die Töchter von Francisco und seiner Frau Beatriz stillte Reja nicht mehr. Die Zeit hatte die alte Frau, die nicht mehr wusste, wie viele Kinder aus der Umgebung dank ihrer Fülle überlebt hatten, austrocknen lassen. Sie erinnerte sich nicht einmal mehr an den letzten weißen Tropfen, der aus ihren Brüsten gequollen war, und hatte vergessen, wie es sich anfühlte, wenn diese sich füllten, noch bevor sie das Weinen eines hungrigen Kindes vernahm.

An diesem Oktobermorgen des Jahres 1910 erwarteten die Bewohner der Hazienda wie an jedem Tag in der Frühe und schickten sich an, ihr Tagewerk zu beginnen. Pola schlug die Augen auf, ohne sich umzudrehen und einen Blick auf das Bett ihrer Zimmergenossin zu werfen. Sie schliefen nun schon seit so vielen Jahrzehnten Seite an Seite, dass sie Rejas Routine kannte und wusste, wie die Nana in aller Stille kam und ging, ohne dass es jemand bemerkte. Schon waren die ersten Geräusche der Hazienda zu hören: Die Tagelöhner holten sich ihre Geräte für die Arbeit auf den Zuckerrohrfeldern, und die Hausangestellten erwachten. Pola wusch sich und zog sich an, dann ging sie in die Küche, um einen Kaffee zu trinken, bevor sie sich auf den Weg in den Ort machte und in der Bäckerei am Kirchplatz frisches Brot holte.

Zwar versprach es, ein sonniger Tag zu werden, doch um diese Jahreszeit war es frühmorgens noch kühl, und so hüllte sich Pola in ihr Schultertuch. Wie immer nahm sie den kürzesten Weg von der Hazienda in den Ort.

»Schon so früh unterwegs, Doña Pola?«, fragte der Gärtner Martín, wie ebenfalls jeden Morgen.

»Ja, Martín, ich bin bald zurück.«

Pola gefiel diese Routine. Sie liebte es, jeden Tag Brot holen zu gehen, denn so erfuhr sie, was es Neues in Linares gab, und konnte einen Blick auf den Jungen erhaschen, der ihr als junges Mädchen so gut gefallen hatte und der inzwischen ein alter Mann war. Sie ging im Rhythmus des Quietschens von Rejas Schaukelstuhl den von großen Bäumen flankierten Weg hinunter, der von der Hazienda nach Linares führte.

Als Reja noch gesprochen hatte, hatte sie ihr einmal erzählt, wie der verwitwete Alberto Morales die Bäume hatte pflanzen lassen, als sie kaum mehr als Reiser gewesen waren.

Bei ihrer Rückkehr würde sie Reja wie immer das Frühstück bringen.

Plötzlich blieb Nana Pola stehen und versuchte, sich zu erinnern. Was war mit Reja? Wie jeden Tag war Pola an dem schwarzen Schaukelstuhl vorbeigegangen. Schon vor Jahren hatte sie es aufgegeben, ein Gespräch mit der alten Frau anfangen zu wollen, aber die Vorstellung, dass Nana Reja genau wie die alten Bäume da war und für alle Zeiten da sein würde, hatte etwas Tröstliches.

Und heute? Hatte sie sie im Vorübergehen gesehen? Pola drehte sich um.

»Haben Sie etwas vergessen, Doña Pola?«

»Haben Sie Nana Reja gesehen, Martín?«

»Ja natürlich, sie saß in ihrem Schaukelstuhl.«

»Sind Sie sicher?«

»Wo sollte sie denn sonst sein?«, fragte Martín und folgte Nana Pola, die eilig zurücklief.

Beim Schaukelstuhl angekommen, sahen sie, dass er vor und zurück schwang – doch Nana Reja saß nicht darin. Beunruhigt suchten sie in dem Zimmer, das die beiden alten Frauen teilten. Aber dort war sie auch nicht.

»Martín, laufen Sie los, und fragen Sie die Arbeiter, ob sie Nana Reja gesehen haben. Halten Sie unterwegs nach ihr Ausschau. Ich sage Señora Beatriz Bescheid.«

Der Tag von Doña Beatriz begann für gewöhnlich später und mit der beruhigenden Gewissheit, dass alle Vorbereitungen für den Morgen getroffen waren, dass das Frühstück auf dem Tisch stand, dass der Garten bewässert und die frisch gewaschene Wäsche gebügelt wurde. Sie liebte es, beim Aufwachen noch im Halbschlaf ihrem Mann bei der Morgentoilette zuzuhören, sich dann aufzusetzen und, in ihr Laken gehüllt, in aller Ruhe den Rosenkranz zu beten.

Doch an diesem Tag würde es im Hause Morales Cortés weder Morgentoilette noch Rosenkranz geben – und schon gar keine Ruhe.

## 2

# Der Klang von Honig

Vor langer Zeit kam ich in diesem gewaltigen Haufen aus Steinen, Putz und Farbe zur Welt. Wie lange das her ist, tut nichts zur Sache, wichtig ist, dass das Erste, was ich spürte, als ich aus dem Bauch meiner Mutter Beatriz Cortés de Morales kam, die frisch gewaschenen Laken ihres Bettes waren. Ich hatte das Glück, an einem Dienstagabend geboren zu werden und nicht gar an einem Montag. Da die Frauen ihrer Familie seit jeher dienstags die Betten frisch bezogen, dufteten am Tag meiner Geburt die Laken nach Lavendel und nach Sonne. Ob ich mich daran erinnere? Nein, aber ich stelle es mir vor. In all den Jahren, in denen ich mit meiner Mutter unter einem Dach lebte, habe ich nie gesehen, dass sie ihren Gewohnheiten untreu geworden wäre oder vergessen hätte, was sich schickte: Und dienstags wurden nun einmal die leinenen Laken gewechselt, nachdem sie tags zuvor mit Bleiche gewaschen, mit Lavendelwasser benetzt, in der Sonne getrocknet und zuletzt gebügelt worden waren.

So war es an jedem Dienstag ihres Lebens – bis auf eine schmerzliche Ausnahme. Aber das lag noch in ferner Zukunft. Der Dienstag meiner Geburt war ein Dienstag wie jeder andere, und darum weiß ich, wie die Laken an jenem Abend dufteten und wie sie sich auf der Haut anfühlten.

Auch wenn ich mich nicht daran erinnere, muss das Haus am Tag meiner Geburt so gerochen haben, wie es immer roch. Seine porösen Mauersteine hatten die köstlichen Aromen der Seifen und Öle aufgesaugt, mit denen drei Generationen fleißiger Männer und beflissener Frauen geputzt und gescheuert hatten; wie Schwämme waren sie getränkt vom Geruch der Familienrezepte und der mit Kernseife gewaschenen Wäsche. Die Luft war erfüllt vom Duft nach Nusskaramell, das meine Großmutter zubereitete, nach ihren Konserven und Marmeladen, nach Thymian und Gänsefuß, die in Töpfen im Garten wuchsen, und später im Jahr vom Duft nach Orangen, Zitrusblüten und Honig.

Auch die Geräusche des Hauses, die vergangen wie die gegenwärtigen, waren Teil seiner Seele: das Lachen und Spielen der Kinder, das Fluchen und Türenknallen. Über den Lehmziegelboden meiner Kindheit waren schon mein Großvater und seine zweiundzwanzig Geschwister und nach ihnen mein Vater in ihrer Kindheit mit nackten Füßen gelaufen, und das verräterische Klicken seiner losen Fliesen rief unweigerlich unsere Mutter auf den Plan und vereitelte so manche nächtlichen Streiche. Die Deckenbalken knarzten ohne ersichtlichen Grund, die Türen quietschten, die Läden schlugen auch ohne Wind rhythmisch gegen die Wand. Draußen summten die Bienen, und im Sommer, wenn gegen Abend ein Tag voller kindlicher Abenteuer zu Ende ging, wurde man von dem aberwitzigen Gesang der Zikaden umfungen. Bei Sonnenuntergang setzte die erste ein, gefolgt von den anderen, bis wie auf ein Signal alle verstummten, aus Angst vor der drohenden Dunkelheit, vermute ich.

Das Haus, in dem ich geboren wurde, war ein lebendiges Wesen. Niemand erschrak, wenn es im Winter einen Hauch von Orangenblüten verströmte oder wenn mitten in der Nacht ein leises,

herrenloses Lachen erklang. *In diesem Haus gibt es keine Geister*, erklärte mir mein Vater. *Was du hörst, ist der Nachhall der Menschen, die hier gelebt haben, und den das Haus bewahrt, damit wir uns an sie erinnern*. Ich verstand, was er meinte. Ich dachte an die zweiundzwanzig Geschwister meines Großvaters, die hier ein und aus gegangen waren, und es erschien mir nur logisch, dass auch Jahre später ihr Lachen in den Winkeln des Hauses widerhallte.

So wie all die Jahre, die ich in diesem Haus verbracht habe, vermutlich den einen oder anderen Nachhall hinterlassen haben – nicht umsonst sagte meine Mutter immer, *Kannst du nicht endlich still sein, Junge? Du bist schlimmer als die Zikaden* –, hat es auch in mir sein eigenes Echo hinterlassen. Ich trage es in mir. Und ich weiß, dass in meinen Zellen nicht nur mein Vater und meine Mutter fortleben, sondern auch der Duft nach Lavendel, Orangenblüten und den frischen Laken, die bedächtigen Schritte meiner Großmutter, die gerösteten Nüsse, das verräterische Klicken der Fliesen, der karamellisierende Zucker, die verbrannte Milch, die zirpenden Zikaden, der Geruch nach altem Holz und geölten Lehm Böden. Die grünen, reifen und faulenden Orangen, der Orangenblütenhonig und das Gelée royale sind mir in Fleisch und Blut übergegangen, wie alles, was meine Sinne berührt und sich mir ins Gedächtnis gebrannt hat.

Hätte ich allein hierherkommen können, um das Haus noch einmal zu sehen, es mit allen Sinnen wahrzunehmen, so hätte ich das getan.

Aber ich bin alt. Diejenigen meiner Kinder, die noch am Leben sind, ja selbst meine Enkel treffen mittlerweile für mich die Entscheidungen. Seit Jahren erlauben sie mir nicht mehr, Auto zu fahren oder einen Scheck auszustellen. Sie reden mit mir, als würde ich sie nicht hören oder nicht verstehen. Ehrlich gesagt, funktioniert mein Gehör noch bestens; ich habe bloß keine Lust zuzuhören. Es stimmt schon: Meine Augen haben nachgelassen, meine Hände zittern, die Beine versagen mir den Dienst, und meine Geduld ist schnell erschöpft, wenn meine Enkel und Urenkel mich besuchen. Aber auch wenn ich alt bin, bin ich noch lange nicht verkalkt. Ich weiß, welchen Tag wir haben und wie unverschämt teuer alles geworden ist. Es mag mir vielleicht nicht gefallen, doch ich weiß es.

Ich weiß ganz genau, wie viel mich diese Reise kosten wird.

Und obwohl ich ein alter Mann bin, führe ich keine Selbstgespräche oder sehe Dinge, die nicht da sind. Noch nicht. Ich kann sehr wohl zwischen Erinnerung und Wirklichkeit unterscheiden, auch wenn die Erinnerung mir zunehmend verlockender erscheint als die Wirklichkeit. Im Geiste ordne ich, wer was gesagt hat, wer wen geheiratet hat und wann was geschehen ist. Wieder und wieder durchlebe ich das königliche Gefühl, im obersten Wipfel des Nussbaums zu sitzen, die Hand nach einer Nuss auszustrecken und sie mit dem besten Nussknacker aufzubrechen, den ich je hatte: den eigenen Zähnen. Aus den Tiefen meiner Erinnerung dringt alles, was ich gehört, gesehen und gerochen habe, so intensiv hervor, als wäre es heute gewesen. Wenn jemand neben mir eine Orange zerteilt, trägt mich der Duft zurück in die Küche meiner Mutter oder die Obstplantagen meines Vaters. Die Dosen mit Kondensmilch, die man kaufen kann, erinnern mich an die unermüdlichen Hände meiner Großmutter, die stundenlang am Herd stand und die Milch umrührte, damit sie beim Karamellisieren nicht anbrannte.

Das Zirpen der Grillen und das Summen der Bienen, das man heutzutage in der Stadt nur noch selten hört, bringt mich unwillkürlich zurück in meine Kindheit. Immer noch schnuppere ich nach einem Hauch von Lavendel, und manchmal erhasche ich ihn, auch wenn ich weiß, dass er nicht wirklich ist. Wenn ich nachts die Augen schliesse, höre ich das Klicken der Fliesen, das Knarren der Balken und das Schlagen der Fensterläden, obwohl es in meinem Haus in der Stadt weder lose Fliesen noch Balken oder